

Stimmen,  
Stimmen,  
Stimmen

Eine Kurzgeschichte von  
Silvio de Zanut

Während mich der Lift in gefühlter Lichtgeschwindigkeit in den achten Stock hinaufschoss, war die Welt wie ich sie kannte, noch in Ordnung. Das Verlagshaus Dark & Stormy belegte die zwei obersten Stockwerke eines repräsentativen Gebäudes, hoch über einem lärmigen, stark frequentierten Platz. Theron Chronstein, der Verlagsleiter und zugleich Besitzer, hatte den Platz einmal mit einer Schweizer Uhr verglichen, auf dem alles, was sich darüber bewegte, sei es ein Lastwagen oder eine Frau mit Kinderwagen, nur ein Rädchen in einem Getriebe sei, das zu einem grösseren Ganzen gehörte, zu einem uralten, ausgeklügelten Plan. Dass er das so sah, wunderte mich nicht. Seinem durchdringenden Blick entging nichts, kein Buchstabe konnte im Verlag geändert, keine Seite umgeblättert werden, ohne dass er davon Kenntnis gehabt hätte. Für mich war der Platz einfach ein chaotisches, ja gefährliches Gewusel an Verkehrsteilnehmern, bei dem der einzige Plan, den es allenfalls geben konnte, darin bestand, ihn heil zu überqueren. Wie immer empfing mich Frau Stockhausen, hinter ihrem riesigen, stets aufgeräumten Arbeitstisch und wie immer schäkerte ich mit ihr, was das Zeug hielt. Vom herrlichen Apriltag inspiriert, verglich ich sie heute mit einer zarten Frühlingsblüte. Die zierliche Frau, die wie Theron Chronstein weit über achtzig sein musste, kicherte und entgegnete, dass der Weg in die Hölle mit Heuchelei gepflastert sei.

»Wie ist die Laune von Exzellenz?«, fragte ich lächelnd.

»Ach, Herr Kaiser«, antwortete sie und machte dabei ein betroffenes Gesicht.

Ich warf ihr einen besorgten Blick zu.

»Theron ist heute zuhause geblieben, es ging ihm nicht besonders«, seufzte sie. »Diese Wetterkapriolen machen ihm zu schaffen. Gestern nass und kalt, heute Hitze und für morgen hat Meteo Schweiz den Orkan Olaf angekündigt.«

»Ein Orkan? Hier in Zürich?« Ich konnte mir ein Schmunzeln nicht verkneifen.

»Werden Sie mal so alt wie wir, dann wird Ihnen das Lachen schon vergehen«, tadelte sie mich scherzhaft.

»Dass Theron alt ist, wissen wir beide«, flüsterte ich verschwörerisch.

»Aber Sie ... Frau Stockhausen.« Ich mimte Empörung.

»Die Hölle rückt näher, Herr Kaiser«, quietschte sie kokett. Sie holte ein Dossier aus einer Schublade und schob es mir über den Tisch. »Aber Sie sind nicht vergebens gekommen, Theron hatte die Zahlen bereits zusammengestellt. Sie können sich die Unterlagen gerne in Ruhe ansehen, ich lasse Ihnen einen Kaffee bringen. Oder möchten Sie lieber Wasser?«

Ich setzte mich auf das halbrunde Empfangssofa gegenüber ihres Arbeitstisches. Mein letztes Buch, *Harte Lügen*, hatte der Verlag pünktlich zum Weihnachtsverkauf herausgebracht und nun war ich gespannt, wie die Verkäufe im ersten Quartal gelaufen waren. Ich ging das Dokument durch, und dann noch einmal. Ich war irritiert. Das können unmöglich die richtigen Unterlagen sein, dachte ich, nachdem ich die Verkaufszahlen durchgegangen war, die der Verlag wie üblich nach Ländern gegliedert hatte: bei den meisten Ländern stand in der Spalte Umsatz eine Null. Da war ich anderes gewohnt. Abgesehen vom Buch, das ich vor *Harte Lügen* verfasst hatte und das sich schlecht verkaufte, konnte ich auf satte Verkaufszahlen zurückblicken.

Ich blickte auf. Frau Stockhausens schwarze Äuglein waren hinter ihrer goldumrandeten Brille auf mich geheftet. »Sie haben sich sicher gefragt,

wieso bei den meisten Ländern kein Umsatz verzeichnet ist«, sagte sie. »Das sind all die Länder, die Ihr neues Buch nicht verlegen werden«, erklärte sie mir.

»Was heisst, nicht verlegen werden?«, wollte ich wissen.

»Nehmen wir als Beispiel den japanischen Verlag, der für *Harte Lügen* keine Lizenz beantragte. Der Grund dafür lag vielleicht an Ihrem vorherigen Buch, das sich, wie Sie ja wissen, schlecht verkauft hat. Kann sein, dass sie nun der Auffassung sind, dass Ihr Name in Japan nicht mehr zieht. Herrn Kobayashi aus Tokio, Sie mögen sich vielleicht von Ihrer letzten Lesereise an ihn erinnern, schien es äusserst peinlich zu sein, uns eine Absage zu erteilen, er lud uns sogar in eines der teuersten Lokale ein, aber letztendlich ...«

»Ja gut, Japan«, entgegnete ich, weil ich nicht wusste, was ich sonst sagen sollte. Dabei besass ich in Japan doch die glühendsten Fans. »Und wieso haben Sie in diesen Ländern nicht mit anderen Verlagen verhandelt? Es gibt welche, die sich um mich reissen würden«, brach es aus mir heraus.

»Lesen Sie auch mal Kritiken, Herr Kaiser?« Ein leicht spöttisches Lächeln war auf Ihrem Gesicht erschienen, ein Ausdruck, den ich bei ihr bislang nicht kannte. Bis dahin hatte sie sich mir gegenüber, der ich als Goldesel des Verlags galt, stets äusserst zuvorkommend gezeigt.

Ich wischte ihre Frage mit einer Handbewegung beiseite. Dass Literaturkritiker meine Kriminalromane als Schund abtaten, war ja nun wirklich kein Geheimnis. Viel Feind viel Ehr, redete ich mir stets ein. Allerdings hatte ich kürzlich eine Buchhandlung besucht und eine Buchhändlerin beobachtet, die gerade dabei war, einen Stoss *Harte Lügen* von einem Büchertisch auf ein Transportwägelchen umzustapeln und sich dabei bei einer Kollegin mit lauter Stimme erkundigte, ob der Kram ins Altpapier sollte oder an den Verlag zurückgehe.

»Frankreich ist noch dabei«, hörte ich Frau Stockhausen sagen.

»Na sehen Sie.«

Erneut dieses spöttische Lächeln. »Wissen Sie, was die für die Lizenz bezahlt haben?« Sie drehte sich zum Panoramafenster hin, durch das eine gleissende Nachmittagssonne hereinschien. »Rien de rien. Zudem handelten sie sich einen höheren Anteil am Gewinn aus, und verlangten, dass wir jedes unverkaufte Exemplar zurücknehmen müssen. Sie halsten uns sogar die Marketingkosten auf. Dabei waren wir es bis dahin gewesen, die die Bedingungen diktierten. Wissen Sie, wieso Theron darauf eingegangen ist?«

Ich starrte wieder auf die Unterlagen, wo ich die erbärmlichen Verkaufszahlen für Frankreich entdeckte.

Sie drehte sich wieder zu mir herum. »Ich auch nicht. Aber das kann Ihnen Theron ja selber sagen, sobald es ihm wieder besser geht.«

Als wären ihre Worte durch Theron Chronsteins Bürotür gedrungen, ging diese plötzlich auf. Der Mann, der heraustrat, war mir völlig unbekannt. Der stämmige Kerl marschierte in langen Schritten an uns vorbei, als gäbe es uns nicht. Hätte ich mich nicht in einem alten, ehrwürdigen Verlagshaus befunden, dann hätte ich bei diesem Hünen mit dem rasierten Schädel und dem kleinen Pferdeschwanz im Nacken auf einen russischen Söldner getippt.

»Neuer Mitarbeiter?«, fragte ich, kaum dass er durch die Glastür gegangen war, und sich im Flur wartend vor die Lifttüre gestellt hatte.

Frau Stockhausen, die auf einmal in Gedanken woanders zu sein schien und an einem Knopf ihres Chanel-Kostüms herumfingerte, hob abwesend den Kopf und fragte, ob ich etwas gesagt hätte.

»Nun ... dann will ich nicht länger stören«, sagte ich. »Darf ich diese Unterlagen mitnehmen?«

»Ich bitte darum«, erwiderte sie und schien wieder ganz bei der Sache zu sein. »Ist Ihr nächster Roman schon unterwegs?«, fragte sie nun.

»Ich gehe damit schwanger«, log ich.

Sie schenkte mir ein Sphinxlächeln.

»Richten Sie Theron aus, ich wünsche ihm gute Besserung«, sagte ich.

»Das werde ich«, versicherte sie mir.

»Tirili, Frau Stockhausen«, warf ich ihr zu, als ich bereits bei der Glastüre stand.

»Tirila«, zwitscherte sie zurück.

Die fröhlichen Gesichter auf der Strasse gingen mir sofort auf die Nerven. Ich betrat die erste Bar, die mir schäbig genug vorkam und setzte mich an den Tresen. Schon ging es mir besser.

»Ja?« Die Stimme war warm und tief und die überaus attraktive Barfrau mit den langen schwarzen Haaren stützte sich mir gegenüber lasziv auf den Tresen und legte ihr schmales Gesicht zwischen die Hände. Sie trug ein schwarzes ärmelloses Shirt, auf dem in Grossbuchstaben GÖRE geschrieben stand, der Name der Bar.

»Stange«, sagte ich. Sie stand bereits am Zapfhahn, als ich die Bestellung änderte und einen Armagnac bestellte, einen doppelten.

Es war kurz nach vier und das Lokal noch leer – fast zumindest. Am anderen Ende des Tresens sass ein Mann in meinem Alter vor einem Glas Rotwein, und es sah nicht so aus, als wäre es sein erstes. Er fixierte mich, als hätte ich sein Revier betreten. Ich schaute weg, der Typ roch nach Ärger.

»Kaiser?« Der Mann tauchte plötzlich mitsamt seines Weinglases neben mir auf. Ich blickte in ein von Alkohol aufgedunsenes Gesicht. Ein Fan, dachte ich sofort, das hat mir noch gefehlt. Ich konnte nur hoffen, dass er *Harte Lügen* nicht kannte. Auf eine solche Diskussion hatte ich gerade jetzt null Bock.

»Dom Kaiser?«, fragte er nun.

»Sie wünschen ein Autogramm?« Ich zwang mir ein gequältes Lächeln ab.

Er lachte laut auf. »Kennst du mich denn nicht mehr?«

Ich prüfte nochmals sein Gesicht, das aussah, als wäre eine reife Tomate vom fünfzehnten Stock auf einen Gehsteig gefallen. Das vermantschte Gesicht sagte mir nichts. »Sollte ich?«

»Frankfurter Buchmesse 2018? Dark & Stormy? Komm schon, Dom.«

Mir muss der Mund wie bei einem Karpfen auf und zu gegangen sein, als ich Carl Klassen wiedererkannte. Theron hatte uns beide nach Frankfurt geschickt. Wir waren damals DIE Stars von Dark & Stormy. Besonders Carl, der sich der süffigen Erotik verschrieben hatte, und sie auch mit unzähligen Bekanntschaften auslebte. Tatsächlich kreischten ihm bei seiner Ankunft am Dark & Stormy-Stand ein Pulk jüngerer Frauen entgegen. Und dann war da noch unser beider epochales Armagnac-Besäufnis, das am nächsten Tag irgendwann und irgendwo am Mainufer endete. Ein Jahr danach las ich, er sei Opfer eines Überfalls geworden. Eigenartigerweise erzählte mir Theron etwas völlig anderes. Behauptete gar, das mit dem Überfall habe die Presse erfunden. Tatsächlich habe sich Carl bei der Gartenarbeit mit einer Baumschere verletzt. Weiter teilte mir Theron im Vertrauen mit, dass Carl nach dem Unfall nicht mehr derselbe sei und machte Andeutungen in Richtung psychischer Probleme. Das einzige, was ich mit Bestimmtheit wusste, war, dass seit seinem „Unfall“ nie mehr ein Buch von ihm erschienen war.

»Noch einer?«, fragte er mich kumpelhaft und deutete auf mein leeres Glas. Er versuchte sich auf den Barhocker neben mich zu setzen, scheiterte daran und liess es schliesslich bleiben.

»Gina, zwei doppelte vom diesem Zeugs hier«, rief er der Barfrau zu.

»Bist du sicher?«, gab sie vorsichtig zurück.

»Ob ich sicher bin?« Er legte einen Arm auf meine Schulter. »Gina, weisst du denn nicht, wen du da vor dir hast?«

Ich winkte ab, die Situation begann peinlich zu werden. »Lass das, Carl«, raunte ich ihm zu, doch er wollte nicht hören.

»Der hier, Gina, ist Dom Kaiser, der grösste Krimischreiber ...« Ein Hustenanfall unterbrach ihn, was die Barfrau veranlasste, ihre Augen zu rollen.

»Auf die gute alte Zeit, prost«, lallte er, während er das bauchige Glas hob. Dann legte er ohne Punkt und Komma los und begann seine glorreichen, alten Zeiten auszurollen. Erzählte von Lesungen in Berlin, Partys in Doha und Orgien in Rio. Ich hörte irgendwann gar nicht mehr hin, leerte einfach die Armagnac-Gläser in mich hinein, die sich wie von Zauberhand immer und immer wieder füllten und versuchte herauszufinden, wieso ich keinen anständigen Satz mehr zustande brachte und wieso sich meine letzten Bücher wie Dutzendware lasen. Später verwandelte sich der Tresen in eine schiefe Ebene, zu Gina gesellte sich ihr Konterfei und die Bar begann sich zu drehen wie ein Kinderkarussell. Gina fand irgendwann, dass man jetzt genug habe und es an der Zeit sei, nach Hause zu gehen. Carl wurde ausfällig, bellte, dass ihm niemand etwas zu sagen habe, schon gar nicht eine Frau. Als Antwort knallte sie ihm die Quittung vor die Nase. Carl maulte noch etwas rum, als müsste er das Gesicht wahren, legte ein paar Scheine auf den Tresen, sagte »Stimmt so«, und torkelte dem Ausgang entgegen. Vor der Türe blieb er eine Weile schwankend stehen, als habe er etwas vergessen. Schliesslich drehte er sich um und kam zurück, ganz nah an mich ran, schaute um sich, als würde er verfolgt, und flüsterte mir verschwörerisch zu: »H-hast du den Vertrag gelesen, Dom? ... h-hast du ihn v-verdammt nochmal g-gelesen?« Erst da verliess er die Bar, ohne meine Antwort abzuwarten, die ich ihm ohnehin nicht hätte geben können. Ich hatte keine Ahnung, was der betrunkene Kerl damit gemeint hatte.

*„Greif den Raben“ – Die verschlüsselte Meldung leuchtete um 16.33 Uhr auf Display Nummer 5 auf. An der marmorverkleideten Wand reihten sich 12 Displays, jedes einem Auftraggeber zugeordnet. Wer diese Auftraggeber waren, wusste sie nicht. Genau 30 Minuten später folgten, wie es das Protokoll verlang-*



*te, die Koordinaten und der Name des Raben. Aus Sicherheitsgründen wurden Nachrichten zerstückelt und zeitversetzt verschickt. Seit dem Auftrag in Antigua hatte sich Display 5 nicht mehr gemeldet. Ein Auftrag, den sie hervorragend gelöst hatte und die Eliminierung des Rabens so aussehen liess, als sei er eines natürlichen Todes gestorben. Die Koordinaten kamen ihr gleich bekannt vor. Wie sie vermutet hatte, stellte sie bei näherer Betrachtung fest, dass sich der aktuelle Rabe in Zürich befand, etwa zwanzig Minuten von ihrer Basis entfernt. Sie griff zum Frotteetuch und trocknete sich Stirn und Nacken ab, dann stieg sie vom Rudergerät. Sie stellte sich an die geöffnete Schiebetüre, die auf den grossen Garten gab. Es ging gegen Ende April zu. Der Tag gab sich hochsommerlich und eine sanfte Brise trug einen intensiven Duft nach Glyzinien an sie heran. Nochmals 30 Minuten später loggte sie sich auf den geschützten Server ein, wo sie eine weitere Botschaft von Display 5 erwartete und auch vorfand. Eine siebenstellige Zahl lächelte ihr zu, verführerisch wie nur etwas. Sie atmete tief durch und antwortete umgehend: Asteroid auf Kollisionskurs.*

Nachdem mich ein Taxi nach Hause gefahren hatte, kotzte ich die Kloschüssel voll und legte mich schlafen. Doch daran war nicht zu denken, Bett und Gedanken drehten sich. Später begann der Wind zu heulen, liess Fensterläden klappern und Regen setzte ein. Es muss gegen vier Uhr gegangen sein, als ich die Übung aufgab und aufstand. Etwas trieb mich ins Arbeitszimmer, wo ich den Laptop aufklappte und einen Text in die Tasten haute, als wäre ich ferngesteuert:

„Das hässliche Knirschen, das tönte, als würde ein Ast zersplittern, war das Letzte, an das sich John Bolt erinnerte, bevor er in Ohnmacht fiel. Als er wieder zu sich kam, sass er immer noch an Armen und Beinen gefesselt auf einem Küchenstuhl. Die linke Hand ein höllischer Feuerball an Schmerzen.

*Paket für Herrn Bolt.* Er hatte einfach den Türöffner der Gegensprechanlage gedrückt. Gedacht hatte er sich dabei gar nichts, wieso auch? Seine

Haushälterin bestellte alles online, Lebensmittel, Putzzeug, alles wurde geliefert. Er war schon dabei, das Paket zu quittieren, als er plötzlich in die Mündung einer Pistole blickte und gezwungen wurde, sich selber mit Kabelbinder an einem Küchenstuhl mit Armlehnen festzumachen. Ein anderer hätte um Gnade gebettelt und gewinselt. Nicht John Bolt, der ehemalige Fremdenlegionär und mittlerweile erfolgreiche Autor blutrünstiger Thriller. Er hatte einfach ruhig dagesessen und gewartet. Er konnte sich ja denken, wieso der Mann, als Paketbote verkleidet, den Cap tief ins Gesicht gezogen, der Vollbart mit Garantie angeklebt, in seine Villa eingedrungen war. Jeder, der jemals ein Interview mit John Bolt gelesen hatte, wusste von seiner Sammlung wertvoller Bilder und Antiquitäten. Deshalb hatte er es seltsam gefunden, als der Paketbote eine blaue Sammelmappe mit Gummizug aus einer Umhängetasche holte, daraus ein A4-Blatt entnahm und es ihm zur Unterschrift vor die Nase schob. Und nun verstand John auch, wieso ihm der Mann seine rechte Hand nicht festgemacht hatte. Was auch immer er vorhabe, den Wisch würde er nie und nimmer unterschreiben, liess er die verkleidete Witzfigur wissen und nannte den Mann auch so. Was auch immer hatte John schliesslich schier unerträgliche Schmerzen beschert.

Während er weg war, hatte ihm der Mann doch tatsächlich seine linke Hand mit einem grossen Druckverband gegen den Blutverlust abgebunden. Wer machte denn sowas? Erst als er das Glas bemerkte, das vor ihm auf dem Küchentisch stand, bekam er eine Ahnung, mit was für einen Menschen er es zu tun hatte. Erst da begann er etwas zu empfinden, das er sonst nur dem Rest der Menschheit zugestand: Angst. Es war eines seiner Whiskygläser, gefüllt mit Wasser und Eiswürfeln. Man hätte denken können, der Mann habe ihm freundlicherweise einen Gin Tonic gemixt. Wäre da nicht sein kleiner Finger gewesen, der darin steckte, hübsch verpackt in einem transparenten Plastikbeutel. Der Papierbogen lag noch immer vor ihm auf dem Küchentisch. Der Paketbote sass seitlich

auf der Tischkante und hielt die robuste, blutverschmierten Schere, die man für den Baumschnitt verwendet, lässig in einer Hand und wartete.“

Ich scrollte den Text an den Anfang zurück und las ihn durch. Erstaunlich, was eine schlaflose Nacht bewirken konnte. Wochenlang hatte ich Ideen für meinen nächsten Kriminalroman gesucht und plötzlich ging es wie von selbst. Das Ganze besass bloss einen Schönheitsfehler: dies würde keinen weiteren Band mit dem Ermittler Tom Doppler mehr geben, dem ich meinen Welterfolg verdankte. Tom Doppler, der seiner schizophrenen Psychosen wegen wiederholt Aufenthalte in Nervenkliniken benötigte und ein präzises Gespür für eine ganz bestimmte Art von Verbrechen besass, Verbrechen, die sich ausserhalb der Norm bewegten. Das führte aber auch dazu, dass ich mich zwecks Recherche wiederholt in solchen Kliniken aufhalten musste, und das wiederum führte dazu, dass ich mich langsam selber wie Tom zu fühlen begann. Dass aber die Einstellung der Tom Doppler-Reihe unter meinen Fans einen Aufstand auslösen würde, dafür benötigte ich keine Glaskugel. Nur schien es so, als führe kein Weg mehr an einem Neuanfang vorbei. Hätte ich schon früher auf meine innere Stimme gehört, hätte ich die zwei letzten Bücher niemals schreiben dürfen. Letztlich hatte ich das Manuskript zu *Harte Lügen* eingereicht und insgeheim gehofft, Theron würde mir in seiner diskreten Art empfehlen, vielleicht mal ein Sabbatical einzulegen, was nach fünfzehn Tom Doppler-Bänden nicht verkehrt gewesen wäre. Stattdessen hatte er mein Werk in den höchsten Tönen gelobt und das Buch auf den Markt geworfen.

Ich lehnte mich im grossen Lederstuhl zurück, legte den Kopf an die Kopfstütze und schloss die Augen. Da dringt also ein Typ in deine Wohnung ein, klaut nichts und zwingt dich dazu, ein Dokument zu unterschreiben? Hast du den Vertrag gelesen? Carls Worte hallten wieder nach. Eigentlich hatten sie es die ganze Nacht getan, denn die Inspiration zu diesem Text verdankte ich ihm. In der Bar war mir aufgefallen, dass er

seine linke Hand hinter seinem Körper verborgen hielt. Erst als er die Brieftasche auf den Tresen legte, verstand ich, wieso. Zunächst versuchte er noch, sie umständlich mit einer Hand zu öffnen. Als ihm das nicht gelang, schoss kurz die andere Hand hervor, um die Brieftasche festzuhalten. Mir zog es den Magen zusammen, als ich seine verkrüppelte Hand sah, die nur noch drei Finger besass. Theron hatte vielleicht doch recht gehabt, die Verletzung konnte tatsächlich durch einer Baumschere verursacht worden sein. Ich hatte es vorgezogen, Carl nicht danach zu fragen.

Die schlaflose Nacht und die Armagnacs, die in meinem Schädel randalierten, setzten mir langsam zu, mein Körper brüllte mittlerweile förmlich nach Koffein. Ich besass eine Küche im Landhausstil, die mir ein Innenarchitekt aufgeschwatzt hatte – schweineteuer –, in der ich mich immer etwas fremd fühlte. Darin thronte ein grosser Eichentisch, an dem locker zehn Personen Platz gefunden hätten. Überall hingen Pfannen und irgendwelches Küchengerät von der Decke, das ich nie benötigen würde und in einer Ecke machte sich ein massiger, grüner Kochherd mit faustgrossen Bedienknöpfen breit, der aussah, als hätte man bereits im neunzehnten Jahrhundert darauf gekocht. Aber vor allem sah sie exakt so aus, wie ich mir John Bolts Küche vorgestellt hatte. Ich nahm sogar auf einem Küchenstuhl Platz, um das Gefühl nachzuempfinden, darauf gefesselt zu sitzen. Ich setzte Kaffee auf und löste ein Alka Seltzer in einem Glas Wasser auf. Während ich auf den Kaffee wartete, stellte ich mich an das Küchenfenster, das auf die Strasse hinausging. Seit Stunden regnete es ununterbrochen, und immer noch liessen kräftige Windböen meine Fensterläden klappern. Es war noch stockdunkel, eine schwankende Strassenlampe warf unruhiges Licht auf meinen Vorgarten. Die steile Quartierstrasse, die daran vorbeiführte, hatte sich in einen Fluss verwandelt. Scheinwerfer eines Wagens tauchten plötzlich auf und näherten sich. Auf der Höhe meines Eingangstores flammten die Bremslichter auf. Neugierig geworden, beobachtete ich nun, wie der Wagen rückwärts

rollte und auf einem Parkfeld hielt. Was jemand um fünf Uhr in der Früh vor meinem Haus zu suchen hatte, konnte ich mir beim besten Willen nicht vorstellen. Die Scheinwerfer gingen aus, niemand stieg aus. Ich wartete, bis mich der Espressokocher mit laut brodelndem Geräusch an den Herd rief. Ich schenkte mir in eine grosse Tasse ein, warf zwei Würfelzucker nach und kehrte damit ans Fenster zurück. Den starken Regen hätte man jetzt als blickdichten Vorhang verkaufen können, den Wagen sah man kaum noch. Ich stand noch eine Weile da, nichts tat sich mehr. Ich beschloss, pochierte Eier und Toast zu machen. Ich setzte nochmals Kaffee auf und holte eine Packung Orangensaft aus dem Kühlschrank. Während des Frühstücks machte ich mir weitere Gedanken zur Geschichte. Würde John Bolt nun doch unterschreiben? Gestärkt kehrte ich wieder in den oberen Stock zurück, setzte mich an meinen Arbeitstisch und schrieb weiter:

„John musste einsehen, dass der Typ, hätte er seine Unterschrift verweigert, ihm jeden Finger abgehackt hätte: Ringfinger, Mittelfinger, Zeigefinger, Daumen, bis seine Hand ausgesehen hätte wie eine gottverdammte Ingwerwurzel. Er unterschrieb. Fast übergab er sich dabei, ihm war speiübel. Lächelnd tätschelte der Paketbote Johns Schulter und schob das unterschriebene Dokument in aller Ruhe in seine Umhängetasche. Bevor er ging, liess er John wissen, dass er alle seine Bücher gelesen hatte und ein riesiger Fan sei. Einzig die letzten beiden ... er liess den Satz in der Schwebe und verschwand, ohne ein weiteres Wort hinzuzufügen. John vernahm das nervige Quietschen der schweren Eingangstüre und wartete, bis sie ins Schloss fiel. Erst da griff er mit der freien Hand nach der Schere und begann hektisch, an den Kabelbindern herumzumachen. Ihm zitterte die Hand derart, dass er sich fast ins Bein gezwackt hätte. Als er sich endlich befreit hatte, rannte er ins Bad, riss eine Schublade nach der anderen auf und verfluchte lauthals seine Haushälterin, die immer alles am falschen Ort versorgen musste. Endlich fand er den gesuchten

Medikamentenkasten, kippte ihn kurzerhand auf den Boden aus und wühlte in den Packungen, bis er Schmerztabletten fand. Er versuchte die Packung einhändig zu öffnen, kriegte aber die Lasche nicht auf. Instinktiv schoss die bandagierte Hand zur Hilfe, was John vor Schmerz beinahe wieder ohnmächtig werden liess. Schliesslich riss er die Schachtel mit den Zähnen auf, warf eine Handvoll dicker, weisser Tabletten ein, füllte das Zahnglas mit Wasser und spülte sie damit hinunter. Er legte die versehrte Hand vorsichtig ins Lavabo und schaute zu, wie Blut aus dem vollgesogenen Verband tropfte und in einem schmalen Rinnsal in den Ablauf lief. Wäre er vernünftig gewesen, hätte er jetzt gleich den Notruf gewählt, es gab vielleicht noch eine Chance, den Finger zu retten. Doch zuerst musste er nachdenken. Niemand musste ihm unter die Nase reiben, seine zwei letzten Bücher seien Scheisse gewesen, das wusste er selber am besten. Aber deswegen so jemanden losschicken? So ein Vorgehen wäre ihm nicht einmal für einen seiner Thriller in den Sinn gekommen, und die hatten wegen den Gewaltszenen Kultstatus. Langsam wich seine Angst einer kalten Wut, die ihn beruhigte und ihm half, seine Gefühle wieder unter Kontrolle zu bringen und klar zu denken. Sobald die Schmerzen etwas nachliessen, würde er sich einen neuen Verband anlegen und dann ... ein frostiges Lächeln machte sich auf seinem Gesicht breit, ein Riss auf einem vereisten See, kurz bevor das Eis bricht und dich in eisiges Wasser einbrechen lässt."

*Sie fuhr im Schritttempo das Villenquartier hoch, während die Scheibenwischer wild um sich schlugen und rabiater Regen die Karosserie malträtierte. Sie musste ein paarmal anhalten, weil der Sturm das GPS-Signal störte. Doch langsam näherte sie sich den angegebenen Koordinaten und endlich leuchteten am GPS-Controller die fünf grünen Säulen auf, das Zeichen, dass sie am Ziel war. Sie hielt an und spähte zum Anwesen hinüber, konnte aber nur ein protziges, schmiedeeisernes Tor erkennen, das, von einer schwankenden Strassenlampe beleuchtet, zum Leben erweckt worden war. Vom Haus, das vollständig im*

*Dunkeln lag, war im trüben Schein einer Aussenbeleuchtung nur die imposante Eingangstüre zu erkennen. Sie liess den Range Rover automatisch parkieren, während sie die Koordinaten nochmals checkte. Sie musste absolut sicher sein, am richtigen Ort zu sein. Aber auch nach einem Neustart des GPS-Controllers leuchteten die fünf grünen Säulen auf. Als sie wieder zum Haus hinüberblickte, bemerkte sie ein Licht, das ihr bisher nicht aufgefallen war. Es kam von einem erleuchteten Fenster im Erdgeschoss, das teilweise von einem gemauerten Pfosten des Eingangstores verdeckt wurde. Eine Person stand am Fenster, und es hatte den Anschein, als würde sie den Wagen beobachten. Nach einigen Minuten verschwand die Person vom Fenster. Das Licht brannte noch etwa eine halbe Stunde, dann ging es aus.*

Eine Salve Graupelschauer, die waagrecht gegen das Fenster prasselte, liess mich aufblicken. Die Dämmerung, die man unter diesen schweren Wolken nur erahnen konnte, hatte eingesetzt. Noch gestern hatte ich vor dem weit geöffneten Fenster gestanden, mich von den Düften des herrlichen Aprilmorgens beleben lassen und den Blick auf meinen Park genossen. An der grossen Eiche sprossen kleine, hellgrüne Blätter, und ihre knorrigen Äste räkeltten sich freudig in der Morgensonne. Jetzt war die Eiche nur als dunkle, wogende Masse zu erkennen und ihre Äste fuchtelten bei jedem Windstoss, als wollten sie mich holen kommen.

Ich ging den Text nochmals durch. Was hatte John Bolt vor? Er ahnte offenbar, wer ihm das angetan hatte, doch weiter kam ich nicht, ich steckte fest. Langsam zweifelte ich, ob es zum vielversprechenden Anfang der Geschichte eine Fortsetzung geben würde. Aber da war noch etwas anderes, und das irritierte mich zunehmend. Ohne gross zu überlegen, hatte ich die Hauptfigur als Schriftsteller erfolgreicher Kriminalromane beschrieben. Gut, ich war kein vierschrötiger Draufgänger wie John Bolt, aber genau wie ich steckte er in einer Schaffenskrise. Dass er in einer Villa der Belle Epoque wohnte, die ich mir genau so vorgestellt hatte wie meine und die Szene eins zu eins in meiner grossbürgerlichen Küche

angelegt hatte, fügte sich dann wie von selbst. Dabei war ich weit davon entfernt, autobiografische Romane zu schreiben. Genau gesagt, hasste ich Schriftsteller, die aus ihren Bauchnabel Kapital zu schlagen versuchten. Wieso also dann? Griff ich zu Naheliegenderem, weil mir die Ideen ausgingen? Oder war ich bereits einer dieser alten Säcke, die meinten, sie müssten kurz vor Lebensende ihr kümmerliches Dasein zwischen zwei Buchdeckel pressen?

Ein Krachen liess mich hochblicken. Entsetzt musste ich mit ansehen, wie ein dicker Ast vom Stamm der Eiche absplitterte und schliesslich nur noch an einem Stück Baumrinde hängen blieb. Nun baumelte das schwere Ding, von heftigen Windstössen durchgerüttelt, gefährlich hin und her. Ich stellte mich ans Fenster und schaute in den Park hinunter. Ich begann mir ernsthaft Sorgen um die Bepflanzung zu machen. Trotz des heulenden Windes hörte ich plötzlich, wie meine Eingangstüre ging. Ich kannte ihr Quietschen. Der Schreiner hatte schon vor Wochen versprochen, sich darum zu kümmern. Ich blieb regungslos vor dem Fenster stehen und hörte nun ganz deutlich Schritte im Erdgeschoss. John Bolt hätte in einer solchen Situation wohl zum Baseballschläger gegriffen, wäre die Treppe hinuntergepoltert und hätte wem auch immer Mores gelernt. Ich aber war erstarrt, konnte den Blick nicht vom Ast wenden, der nun endgültig riss und auf den Rasen fiel, und mich fatal an John Bolts abgetrennten Finger erinnerte.

»Hola Herr Gaisér!«, ertönte es von unten.

Verdammt, Frau Gonzalez, entfuhr es mir laut. Dann brach ich in ein erlösendes Lachen aus. Der Sturm war daran, meine Nerven blank zu legen.

»Sagten Sie etwas?«, hörte ich sie nun rufen.

»Nein, alles gut«, rief ich zurück. Ich hatte vergessen, dass mittwochs immer Pilar Gonzalez vorbeikam, meine Haushälterin.

Ich schrieb noch ein paar Stunden weiter, kam aber mit der Geschichte nicht voran. Als Variante versuchte ich, den Paketboten durch eine andere



Figur zu ersetzen, sah jedoch bald ein, dass ich bei der ursprünglichen Fassung bleiben musste. Ich hatte mich so in die Story verbissen, dass ich nicht gemerkt hatte, dass es inzwischen hell geworden war. Die hohe Umgebungsmauer, hinter der sich Theron Chronsteins Anwesen befand, zeigte sich nun in voller Grösse. Vom Regen beinahe schwarz geworden, gab sie ein besonders hässliches Bild ab. Ich hatte sie nie gemocht und konnte nicht verstehen, wie jemand in einer Art Hochsicherheitstrakt leben konnte. Einmal erlaubte ich mir bei Theron einen Scherz und meinte, es fehlten nur noch Stacheldraht und ein Wachturm, was er gar nicht witzig fand. Noch weniger amüsiert war er, als ich vorschlug, die Mauer niederzureissen und auf der gemeinsamen Grenze schöne Sträucher und Bäume zu setzen. Danach vermied ich es, das Thema wieder anzusprechen. Trotz der Mauer konnte Theron nicht vermeiden, dass ich von meinem oberen Stock auf sein Dach sah, in das eine kleine Dachlücke eingelassen war. Dass dieses unscheinbaren Ding, dem ich bisher nie gross Beachtung geschenkt hatte, nun plötzlich meine volle Aufmerksamkeit erregte, konnte ich nicht recht erklären. Und dass ich auf einmal aufsprang und an der ganzen Fensterfront die Vorhänge zuzog, etwas, das ich in den ganzen Jahren, in denen ich an diesem Arbeitstisch verbracht hatte, nie getan hatte, erst recht nicht. Irgendwo dort hinter der Mauer sass Theron, der mein lausiges Buch verlegt hatte. Mir kam der völlig absurde Gedanke, dass er es mit Absicht getan haben könnte. Wollte er mich so loswerden, meinen Niedergang beschleunigen, der sich schon abgezeichnet hatte? Ich musste mit ihm reden, sofort, und irgendwas sagte mir, dass das kein angenehmes Gespräch werden würde.

Ich holte einen meiner teuersten Weine aus dem Weinkeller. Als ich an der Küchentür vorbeiging, sah ich Frau Gonzalez am Spülbecken hantieren. Ich schnappte mir einen Schirm und lief, so wie ich war, aus dem Haus. Den Schirm hätte ich mir sparen können, der Wind zerfetzte ihn, noch bevor ich mein Eingangstor erreichte. Ich rannte zu Therons Haus hinauf, wo ich auf den Klingelknopf der Gegensprechanlage drückte. Seit

fast zehn Jahren war ich nun Therons Nachbar. Er war es gewesen, der mich auf die Villa aufmerksam gemacht hatte, die ich nun besass, hier, an der Oberalpstrasse 24, in einem der exklusivsten Quartiere der Stadt, hoch über dem Zürichsee. Erst als beim Notar die Immobilie auf mich überschrieben wurde, erfuhr ich, dass es sich beim Vorbesitzer um Julien Myers gehandelt hatte. Auch Myers, früher ein äusserst erfolgreicher Schriftsteller und zudem mein grosses Vorbild, hatte bei Dark & Stormy unter Vertrag gestanden. Durch Theron erfuhr ich damals, dass Myers beschlossen hatte, seine schriftstellerische Tätigkeit fortan auf Antigua fortzuführen. Nun stand ich das erste Mal überhaupt vor Therons Burg, wie ich sein Anwesen nannte, und begehrte Einlass. Obwohl wir Nachbarn waren, hatte er mich nie eingeladen. Ob er anwesend war oder nicht, merkte ich höchstens an seinem Bentley, den ich gelegentlich vorbeischieben sah, als bewege er sich auf einem Luftkissen. Es schien niemand da zu sein und ich begann zu frösteln, ich war nass bis auf die Haut. Ich wollte schon gehen, als das Display aufleuchtete und ein quadratischer Männerkopf mit rasiertem Schädel erschien.

»Ja?«

»Ich möchte zu Herrn Chronstein.«

»Name?«

»Ich bin sein Nachbar.« Ich machte eine vage Handbewegung in Richtung meines Grundstücks.

»Name?« Der Tonfall war grob und verriet Ungeduld.

Das kleine Display war von miserabler Qualität, das Gesicht verpixelt, dennoch hatte ich das Gefühl, diesem Mann schon mal begegnet zu sein.

»Ich bin Dom Kaiser, der Nachbar«, schrie ich ins Mikrofon, vermutlich hatte er mich wegen des Sturms einfach schlecht verstanden.

»Gehen Sie«, blaffte er mich an.

»Ich möchte Herrn Chronstein eine Flasche Wein bringen, öffnen Sie endlich das verdammte Tor.« Eine plötzliche Wut kam über mich, für wen hielt sich dieser Holzkopf eigentlich?

»Cherrn Chronstein nicht zuchause, Sie jetzt gehen«, sagte er. Das Display erlosch.

Ich drückte wieder auf den Klingelknopf und dann nochmals, schliesslich hämmerte ich darauf. Das Display blieb schwarz. Nur die Überwachungskamera, die an der Umgebungsmauer angebracht war, gab ein Surren von sich. Mittlerweile fror ich und war dermassen aufgebracht, dass ich kurz davor war, die Flasche Chateau Margaux für über tausend Franken in hohem Bogen über das Tor zu schmeissen. Doch etwas hielt mich zurück, das unbestimmte Gefühl, beobachtet zu werden, und nicht nur von der Überwachungskamera. Es waren die zwei fiesen Scheinwerfer eines Range Rover Defender, der genau vor meinem Haus parkiert hatte. Das konnte nur der Wagen sein, den ich früh am Morgen hatte ankommen sehen. Bevor ich ins Haus zurückkehrte, warf ich einen näheren Blick auf den Wagen. Ausser dass er rundherum getönte und absolut blickdichte Scheiben besass, fiel mir nichts besonderes auf. In dieser Gegend besass ja so gut wie jeder so einen, ich entspannte mich wieder. Im Entrée stellte ich die Flasche auf die Louis-Quinze-Konsole und traf auf Frau Gonzalez, die gerade dabei war, ihren Regenmantel anzuziehen und sich zum Gehen bereitzumachen. Sie müsse zum Arzt, teilte sie mir mit. Die Küche sei gemacht, den Rest mache sie halt morgen.

»Kein Problem«, erwiderte ich, während ich an ihr vorbeieilte.

»Warten Sie, Herr Gaisér«, rief sie mir nach.

»Ja?« Ich hatte bereits die Treppe erreicht und wollte nach oben ins Bad, ich schlotterte.

»Ich wollte Sie bloss informieren, dass am Nachmittag ein Paket geliefert wird«, sagte sie.

»Ein was?«, krächzte ich. Unvermittelt tauchte die Szene vor meinen Augen auf, bei der John Bolt vom Paketboten mit einer Waffe bedroht wird, genau dort im geräumigen Entrée wo jetzt Frau Gonzalez in ihrem kanariengelben Regenmantel stand.

Sie warf mir einen Blick zu, als hätte sie einen Irren vor sich, was wohl dem Bild entsprach, das ich in meinen nassen Kleidern abgab. »Ich habe Toilettenpapier bestellt, fünfzig Rollen«, sagte sie, die Worte ganz deutlich aussprechend, als rede sie mit einem begriffsstutzigen Kind. »Das mache ich doch immer«, fügte sie hinzu, als müsste sie sich dafür entschuldigen. »Ich wäre Ihnen dankbar, wenn Sie das Paket entgegennehmen könnten.«

Ich murmelte irgendetwas und eilte ins Bad, wo ich mich endlich von den nassen Kleidern befreite. Vorahnungen waren etwas für Spinner, zumindest hatte ich es bis dahin so gesehen. Umso mehr gab es mir zu denken, dass mich die bloße Vorstellung, ein Paketbote käme vorbei, in Panik versetzt hatte. Während ich unter der heissen Dusche stand, kehrten meine Gedanken wieder zu Therons Haus zurück. Dass er mich nie einlud, war eine Sache, aber dass er mich buchstäblich im Regen stehen liess? Ich musste die Sache unbedingt klären, bevor sich noch Weiteres aufstaute.

Frau Stockhausens fiepsige Stimme ertönte schon nach dem ersten Freizeichen. »Daak änd Stoomy Stockhausen.«

»Guten Morgen, Frau Stockhausen«, turtelte ich. »Ich hoffe, Sie haben gut geschlafen und süss geträumt.«

Sie kicherte. »Herr Kaiser, Herr Kaiser, das nimmt noch ein böses Ende.«

»Mit dem Orkan hatten sie recht.«

»Sehen Sie, alte Knochen lügen nicht.«

»Apropos alte Knochen, könnten Sie mich mit Herrn Chronstein verbinden?«

»Er ist leider immer noch zuhause, aber keine Sorge, es geht ihm schon besser. Möchten Sie vielleicht zu ihm hinüber?«

»Stellen Sie sich vor, da komme ich gerade her, aber man liess mich nicht hinein.«

»Ach ja?« Sie tönte nicht sehr überrascht.

Ich erzählte ihr vom verpixelten Typen, versuchte ihn so gut wie möglich zu beschreiben und fragte, ob Theron jemanden beschäftigte, der eventuell Russe sei.

»Ein Russe?« Sie schien es lustig zu finden. »Wie kommen Sie auf so was? Ich kenne Theron's Personal, und glauben Sie mir, ein Russe ist definitiv nicht dabei.«

»Ich könnte mich ja täuschen, aber könnte es nicht derselbe Mann gewesen sein, der gestern im Verlag war? Erinnern Sie sich? Er trat aus Theron's Büro. Stämmige Erscheinung, kahl rasierter Schädel, kleiner Pferdeschwanz. Nun, und der ... wie soll ich mich anders ausdrücken ... der sah eben wie ein Russe aus.«

Ich hörte sie laut lachen. »Darf ich Sie etwas fragen? Haben Sie in Zukunft vor, Spionageromane zu schreiben?«

»Aber den Mann haben Sie schon gesehen, oder?«, sagte ich etwas gereizt, ich verlor langsam die Geduld.

»Welchen Mann denn?« Auch in ihrer Stimme schwang nun Ungeduld mit. »Ich weiss wirklich nicht, wovon Sie sprechen. Und wo wir von Männern sprechen, da kommt gerade einer unserer neuen Autoren, ich muss leider auflegen Herr Kaiser, Tirili.«

»Tirila« erwiderte ich, aber da war die Leitung schon tot.

*Es war genau 9:13, als ihr der Rückspiegel eine Bewegung anzeigte. Mit Ausnahme von zwei Wagen, die zwischen acht und neun Uhr vorbeigefahren waren, herrschte im Bonzenviertel Friedhofsruhe. Es waren wohl alle mit Geldzählen beschäftigt. Es war eine Frau, die in kleinen Schritten die steile Strasse hinaufkam. Neben dem Eingangstor des Raben blieb sie eine Weile keuchend stehen. Die übergewichtige, etwa fünfzigjährige Frau passte überhaupt nicht in diese Gegend. Schliesslich betätigte sie das Codeschloss am Eingangstor und betrat den Vorgarten und kurz darauf das Haus. Etwa zwei Stunden später kam ein Mann aus dem Haus gestürzt. Wenn das der Rabe sein sollte, dann hatte sie es mit einem Hanswurst zu tun. Der Mann hetzte in Hausschuhen und ohne sich*

*auch nur im Geringsten vor dem Regen zu schützen die Strasse hoch. Vor dem Eingangstor des Nachbarhauses blieb er eine Weile stehen. Als er zurückkam, umkreiste er ihren Wagen und versuchte in das Innere zu schauen, was ihr die Gelegenheit bot, ihn unbemerkt zu beobachten. Dabei erhielt sie den Eindruck, etwas stimme mit diesem Mann ganz und gar nicht. Kurz nachdem er ins Haus zurückgekehrt war, sah sie die Frau wieder aus dem Haus kommen. Das konnte nur die Haushälterin sein, dachte sie. Rasch stieg sie aus dem Wagen und spannte einen Schirm auf. Als die Frau aus dem Eingangstor trat, sprach sie sie an und erkundigte sich, ob hier ein Herr Laurenti wohne. Die Frau hatte den Namen noch nie gehört. Ob das hier denn nicht die Titlisstrasse 24 sei, fragte sie nach. Das sei die Oberalpstrasse, erklärte die Frau, die Titlisstrasse liege ein paar Strassen weiter unten, da wo ihr Bus fahre. Angesichts des Unwetters bot sie der Frau, die ihr winziger Regenschirm sie mehr schlecht als recht vor dem Regen zu schützen vermochte, an, sie dahin zu fahren. Einmal eingestiegen, hielt sie ihr unvermittelt eine Ahle an den Hals und unterzog sie einem Verhör. Dabei erfuhr sie von der schluchzenden Frau unter anderem auch, dass ein Kurier gegen Abend ein grösseres Paket liefern würde. Das musste ihr Glückstag sein.*

Frau Stockhausen, die mir ins Gesicht log, Theron, der sich verleugnen liess, was war da eigentlich los?

Ich setzte mich wieder an den Laptop, kam aber weiterhin nicht vom Fleck. Ich war immer noch der Ansicht, dass die Geschichte, trotz gewisser Anleihen an der Realität nichts Autobiografisches an sich haben sollte. Allenfalls konnten mir Informationen aus ebendieser Realität aber nützlich sein. Zum Beispiel die Tatsache, dass es mindestens zwei Autoren aus dem Dark & Stormy-Stall gab, denen es schlecht ergangen war. Einer, Carl Klassen, war nun verkrüppelt und gab sich dem Alkohol hin. Der andere, Julien Myers, der Vorbesitzer meiner Villa, war tot. Myers war kaum ein halbes Jahr auf Antigua, als er bei einem Unfall ums Leben kam. Ich erinnerte mich vage daran, dass Laureen Frischknecht, eine ehemalige Berufskollegin, damals darüber eine Reportage geschrieben

hatte. Ich überlegte mir, sie anzurufen, doch der Gedanke daran, ihre Stimme zu hören, liess mich erschauern. Die Frau hatte mich jahrelang gestalkt, ich hatte sogar ein Rayonverbot erwirkt. Sie anzurufen, wäre das Allerdümmste gewesen, das ich machen konnte.

»Redaktion *Die dunklen Seiten* Frischknecht.« Laureens hibbeliger Tonfall liess mich den Anruf denn auch auf der Stelle bereuen.

»Hallo Laureen, Dom hier«, sagte ich so neutral, wie es irgendwie ging.

»Hey, hey, hey, wenn das nicht mein Dominic ist! Wie geht es dir, Darling?«

»Gut, danke der Nachfrage.«

»Und wie geht es mir? Aber das möchtest du ja nicht wissen, nicht wahr?« Ich hörte sie jemanden anschnauzen, sie solle endlich diesen und jenen anrufen, und ob sie denn alles selber machen müsse. »Bist du heute Abend frei?«, flüsterte sie.

»Heute? Sitzung im Verlag«, log ich.

»Schade, schade, schade. Nun frage ich mich, wieso der hübsche Dominic anruft.«

»Das kann ich dir ...«

»Warte, nicht verraten«, unterbrach sie mich. »Dein unfreundlicher Ton spricht Bände. Aah, ich glaub ich hab's, ich verbinde dich gleich mit Jeanine.«

»Jeanine?«

»Jeanine Bolliger, sie hat sie geschrieben.«

»Laureen, ich verstehe nur Bahnhof.«

»Die Kritik über *Harte Lügen*. Ich hatte das junge Ding unterschätzt, aber Humor hat sie, das muss ich zugeben, ich hab mich beim Lesen fast totgelacht.«

Ich hatte es mir abgewöhnt, Kritiken zu lesen, doch ausgerechnet diese war mir per Zufall in die Hände geraten. Mit der Dame hätte ich tatsächlich gerne ein paar Takte geplaudert.

»Also was jetzt? Soll ich dich mit ihr verbinden? Sie ist jung und heiss und trägt eine Intellektuellen-Brille, genau dein Typ, oder? Und sie wird in dreissig Jahren genau so aussehen wie ich jetzt, ist das etwa keine verlockende Aussicht?«

Ich holte tief Luft und wurde etwas lauter. »Ich rufe nicht wegen irgendwelcher dämlicher Kritik an! Wenn du mich endlich ausreden lassen würdest?«

»Oi, oi, oi, Dominic, nur nicht gleich ausflippen. Ich wusste gar nicht, dass du so temperamentvoll sein kannst. Im Bett hab ich dich gaaanz anders in Erinnerung«, gab sie zurück und schob ein dreckiges Lachen nach.

»Ich rufe wegen Julien Myers an«, presste ich hervor.

»Ich habe mich übrigens liften lassen, Tränensäcke weg, der Hals glatt wie ein Pfirsich ... und ich kenne ein nettes Hotel in den Bergen«, fuhr sie unbeirrt weiter.

»Hörst du mir eigentlich zu?«

»Selbstverständlich. Was sagtest du gerade?«

Wieder musste ich tief Luft holen, mein Geduldsfaden war dabei auszu-  
leiern. »Ich sagte, ich rufe wegen Julien Myers an.«

Es wurde einen Moment ruhig in der Leitung. »Myers? Aber der ist ja tot«, hörte ich sie schliesslich sagen.

»Weiss ich. Ich möchte mehr über seinen Unfall erfahren.«

»Hast du vergessen, wie man recherchiert?«

»Ich rufe dich an, weil du in Antigua warst und über seinen Tod eine Reportage geschrieben hast. Stimmt doch, oder?«

»Ach, so läuft der Hase. Zuerst will der hübsche Dominic Kaiser nichts mehr von einem wissen und dann kommt er daher wie ein ausgehungertes Kätzchen. Dafür bin ich ja gut genug.«

»Komm Laureen, mach es mir nicht so schwer, der guten alten Zeiten wegen...«

»Welche guten Zeiten denn, Darling?«



Wieder musste ich mir ihr dreckiges Lachen anhören. Ich legte auf. Fast hätte ich das Handy in eine Ecke geschmissen. Wenn mich jemand auf die Palme bringen konnte, dann sie. Sekunden später rief sie zurück.

»Sorry ... immer noch Freunde?«, fragte sie zuckersüss.

»Kannst du dich denn nicht wie ein normaler Mensch unterhalten? Muss es immer um dich, dich, dich gehen?«, machte ich mir Luft.

»Ist ja gut Dominic, also, wie kann dir die gute Laureen an die Hand gehen?«, antwortete sie immer noch zuckersüss.

Ich stöhnte, sie konnte es einfach nicht lassen. »Mich würde interessieren, was DU damals off the record über seinen Tod erfahren hast, Gerüchte, Spekulationen, was weiss ich.«

Sie seufzte. »Der Tote scheint dich mehr anzutörnen als ich. Na gut, ich habe ja bekanntlich nichts anderes zu tun. Glaub mir, das Risiko, von einer Yacht in das Karibische Blau zu plumpsen und die Bekanntschaft eines Riffhaies zu machen, ist auf Antigua um einiges höher, als von einer Klippe zu stürzen. Aber der alte Sack hat das bekanntlich spielend hingekriegt. Er stürzte ... einen Augenblick, ich muss meine Notizen suchen.« Nach einer Weile, während der ich sie im Hintergrund fluchen hörte, war sie wieder zurück. »Also: er stürzte bei den Pillars of Hercules ab, einer Klippe aus Kalkstein – auf Antigua ein touristischer Hotspot. Die Obduktion ergab, dass er irgendwann zwischen fünf und sechs in der Früh gestorben sein muss. Zudem wurde in seinem Blut eine hohe Alkoholkonzentration gefunden. Kurz, er fiel sturzbesoffen von der Klippe, und wie ich herausfand, war er das öfters. Er verkehrte fast täglich im Three Sailors, einer heruntergekommenen Bar. Gemäss Barman verliess er die Bar nie nüchtern und meist in Begleitung sehr junger Frauen. Aber wieso interessiert dich dieser alte Käse?«

»Das ist nicht so wichtig.«

»Du bist gerade an einem neuen Buch, hab ich recht?«

»Ich hab nicht vor, über Myers zu schreiben. Es geht da mehr um eine, sagen wir mal, persönliche Angelegenheit. Du sagst also, dass an seinem Tod nichts Ungewöhnliches festgestellt wurde?«

»Ausser, dass ihn der Alkohol in seinem Blut noch wochenlang konserviert hätte, gar nichts. Die Pathologie gab die Leiche bereits nach ein paar Tagen frei, es hiess, es sei ein klarer Fall.«

»Natürlicher Tod also.«

»Sieht so aus. Durch seinen Tod hat sein Verlag übrigens sämtliche Verwertungsrechte an seinen Romanen erhalten, eine wahre Goldmine, wie du dir sicher denken kannst. Dabei rede ich nicht von seinen zwei letzten Büchern, welche nicht einmal mehr die Produktionskosten gedeckt haben. Es ging sogar das Gerücht, der Verlag hätte Myers loswerden wollen.«

»Und wie ist denn Dark & Stormy zu Myers Rechten gekommen?« Ich konnte nicht glauben, was ich da eben gehört hatte.

»Testamentarisch. Myers war zwar vier Mal verheiratet gewesen aber kinderlos geblieben. Er schoss offenbar mit Platzpatronen. Doch wie Dark & Stormy ihn dazu brachte, ihnen alles zu überlassen, bleibt ihr Geheimnis. Frag den alten Knacker.«

Wie ihn Theron dazu gebracht hatte? Vermutlich auf dieselbe Weise wie mich, vermutete ich. Damals hatte ich erst zwei Bücher veröffentlicht, beide zwar schon ziemlich erfolgreich, aber noch weit entfernt vom Welterfolg, der sich später einstellte. Als ich mit Theron die Villa besichtigte, die zu jener Zeit noch Myers gehörte, äusserte ich meine Bedenken zur Finanzierung. Wie sollte mir eine Bank jemals eine Hypothek gewähren? Wer habe denn etwas von einer Bank gesagt, erwiderte er und meinte, das würden wir untereinander regeln. Bei meinem Talent würde ich mir in Zukunft ein halbes Dutzend solcher Häuser leisten können, mindestens. Er behielt recht, mittlerweile las man mich in über dreissig Sprachen. Ich erinnerte mich noch gut, wie Theron während der Besichtigung das Fenster zum Park aufsties, es war ein prächtiger Tag, und mir

die überwältigende Fernsicht bis zu den Alpen den Atem nahm. Da muss das Testament zur Sprache gekommen sein, und ich war bereit zu mor- den, um das Haus zu bekommen.

»Dass Myers genau zu dem Zeitpunkt den Tod fand, als es dem Verlag am meisten nützte, hatte ich schon damals reichlich suspekt gefunden, vermied es aber, das in meinem Artikel auch nur anzudeuten«, fuhr Laureen fort.

»Hättest dich mit einer solchen These auch sehr weit hinausgewagt«, bemerkte ich.

»Nicht so weit wie Myers bei den Pillars of Hercules, und besoffen war ich da auch nicht. Wusstest du, dass der Verlag ihm vertraglich drei weitere Bücher zugesichert hatte? Drei! Ich muss dir nicht vorrechnen, welche Kosten auf den Verlag zugekommen wären: Produktion, Marke- ting, Lesereisen inklusive Unterbringung in Fünfsterne-Hotels, und nicht zuletzt für Escort-Services. Das muss die Buchhaltungsabteilung des Verlags allmählich nervös gemacht haben. Denn unter uns: Myers war zu jenem Zeitpunkt out.

»Ist dir bewusst, was du da andeutest?«

»Ich deute nur an, was jede Journalistin in so einem Fall zumindest in Erwägung gezogen hätte.«

Mir wurde eng um den Hals. Ich erfuhr da Dinge, die ich am liebsten wieder vergessen hätte. »Da fällt mir noch etwas ein«, sagte sie. Die Ermittlungen leitete ein Superintendent Roswell. Ein muskulöser Typ, waaahnsinnig attraktiv, mit dem ich ...«

»Verschon mich.«

»Was ist? Wir sind bloss einen Rum trinken gegangen, gut, vielleicht waren es mehr. Jedenfalls verriet er mir ein pikantes Detail. Davor musste ich ihm aber hoch und heilig versprechen, das in meinem Artikel auf gar keinen Fall zu erwähnen. Gefunden hatte ihn ja eine Touristin am Fuss der Klippen. Das Besondere daran war, dass er mit heruntergelassener Hose da lag.«

»Ja und?«

»Was, ja und? Lässt du dir zum Pinkeln in freier Natur etwa die Hose runter? Ich dachte, dazu sei der Reissverschluss da.«

»Ja gut und weiter?«

»Ich frage mich einfach, was der um diese Uhrzeit, es muss ja noch stockdunkel gewesen sein, dort oben zu suchen hatte. Das fand ich damals schon etwas schräg. Der Barman vom Three Sailors erwähnte, dass Myers in der besagten Nacht wie immer mit einer Frau losgezogen war. In der Bar war in jener Nacht ziemlich viel los gewesen. Trotzdem fiel dem Barman auf, dass sie über dreissig gewesen sein musste und ziemlich athletisch gebaut, also nicht dem üblichen Beuteschema Myers entsprach. Aber was willst du machen? Mein Chefredaktor hatte mir genau drei Tage Zeit gegeben, was hätte ich in der kurzen Zeit schon gross herausfinden können?«

»Nun, wenigstens hast du mit deinem Superintendent einen netten Abend verbracht.«

»Du willst mich nicht ernst nehmen. Aber das kenne ich von dir ja zur Genüge.«

»Doch, doch, ich nehme dich ernst, die Polizei übrigens auch, wenn du dich erinnern magst.«

»Jetzt kommt das wieder. Wieso lässt du es mich nicht wieder gut machen? Das Hotel in den Bergen, von dem ich dir erzählt habe, besitzt Zimmer mit Jacuzzi, wir ...«

»Jetzt lege ich auf, Laureen.«

»Du egoistisches Dreckschwein«, hörte ich noch, bevor ich auflegte.

Der Regen hatte aufgehört und ich verspürte das dringende Bedürfnis, an die frische Luft zu gehen. Ich zwängte mich in meinen hautengen, violetten Joggingdress aus den Achtzigern und verliess das Haus. An der Stelle, wo der Range Rover gestanden hatte, schlich Don Giovanni umher und war hoch konzentriert damit beschäftigt, interessante Gerüche zu

erschnüffeln. Als er mich aus dem Eingangstor herauskommen sah, beäugte mich der rote Kater äusserst kritisch. Ich bückte mich, um ihn zu streicheln, doch er zierte sich. Immer wenn ich in meiner auffälligen, nicht mehr ganz zeitmässigen Aufmachung erschien, tat er so. Ich bildete mir dabei immer ein, dass er sich freundschaftlich schämte. Dabei liess er sich sonst gerne streicheln. In zügigen Schritten ging ich die Strasse hoch, die zum Wald hinaufführte, wo sich die Finnenbahn befand. Oben angelangt, keuchte ich, als hätte ich schon fünfzehn Runden hinter mir. Mir war auch etwas schwindlig und ich fluchte, mich auf das Besäufnis mit Carl eingelassen zu haben. Ich beschloss, zumindest eine Runde zu drehen und trabte langsam los. Schon bald vernahm ich hinter mir Stimmen anderer Läufer, die schnell zu mir aufschlossen. »Er checkt es immer noch nicht«, hörte ich einen Mann sagen. »Und ich fragte ihn, ob er den Vertrag gelesen habe«, einen anderen. Ich befand mich an der Stelle, an der die Finnenbahn anstieg und zu einer kleinen Anhöhe führte. Normalerweise schaffte ich die locker, aber heute kam es mir vor, als trüge ich ein Pferd auf den Schultern. Als ich schon den Atem der Männer in meinem Nacken spürte, wich ich an den Rand der Bahn aus, um sie vorbeizulassen. Vielleicht bildete ich mir das bloss ein, aber die drei Männer, die an mir vorbeizogen, erinnerten mich stark an Myers, Klassen und Bolt. Ich hörte, wie Myers zu Klassen sagte: »Du konntest ja nicht ahnen, dass der Paketbote ...“«, den Rest verstand ich schon nicht mehr, sie hatten sich schon zu weit entfernt. Ich sah nur, wie der andere drei Finger in die Höhe streckte. Sie waren schnell unterwegs und erreichten bald die Anhöhe, wo die Finnenbahn scharf rechts abbog und mitsamt Läufern hinter einer Gruppe dicht stehender Tannen verschwand. Nur ein Reh guckte noch blöd hinter einer Tanne hervor. Ich blieb abrupt stehen. Von wegen Klopapier! Ich machte kehrt. So schnell war ich noch nie die steile Strasse hinuntergerannt. Don Giovanni miaute mir anerkennend nach, als ich an ihm vorbeizischte. Während ich rannte, war mir einiges klar geworden, und auf einmal sah ich auch ganz deutlich den Briefkopf von

Dark & Stormy auf dem Dokument, das John Bolt unterschrieben hatte. Ich hatte wirklich nichts gecheckt, aber auch gar nichts. In der Küche fluchte ich eine Runde, weil Frau Gonzalez wieder mal alles umgeräumt hatte. Doch dann fand ich es endlich, natürlich in einer der letzten Schubladen, die ich in wachsender Nervosität herausgerissen hatte. Da lag das edle Teil! Ich erinnerte mich noch genau, wie Herr Kobayashi mir das japanische Kochmesser feierlich übergeben hatte und *Vorsicht* sagte, auf Deutsch!

*Das Garagentor glitt zur Seite und sie liess den Range Rover lautlos in die Tiefgarage hinunterrollen. Die Frau auf dem Beifahrersitz würde sie entsorgen müssen, mitsamt des Range Rovers. Letzteres reute sie. Statt der Ahle hätte sie den Teaser benützen sollen, das Blut der Haushälterin war überallhin gespritzt. Sie zog sich vollständig aus und legte die blutverspritzten Kleider in den Laderaum. Unter der Dusche überlegte sie sich das weitere Vorgehen, auch wenn es nicht viel zu überlegen gab, die Sache war klar wie Quellwasser. Der einzige kritische Punkt schien ihr der Rabe zu sein, den sie als etwas labil einschätzte, und sie wusste aus Erfahrung, dass genau solche Typen unberechenbar sein konnten. Nach der Dusche kehrte sie wieder in die Tiefgarage zurück und prüfte den Lieferwagen der Post, den sie vor einigen Jahren entwendet hatte. Der gelbe Van entlockte ihr ein Lächeln, für das Vorhaben war er einfach perfekt. Die Haushälterin hatte die Ware zwar bei einem privaten Paketdienst bestellt, doch das wusste der Rabe nicht. Sie brachte zwei gefälschte Nummernschilder an den Van an, mehr war nicht zu tun, er war bereit. Nun musste sie in ihrem Fundus nur noch eine passende Uniform finden. Doch zuerst fuhr sie mit dem Lift nach oben in die Wohnung, wo sie sich zwei pochierte Eier machte und dazu einen Orangensaft trank. Punkt 16.15 Uhr fuhr sie los. Sie musste vor 17 Uhr dort sein. Der Regen hatte aufgehört, und als sie in die Oberalpstrasse einbog, brachen die Wolken auf und liessen einen satten Sonnenstrahl durch, der den Asphalt aufleuchten liess. Ein besseres Vorzeichen konnte es wirklich nicht geben. Sie parkierte den Van wieder an derselben Stelle, wie am Morgen den*

*Range Rover, holte ein grosses Paket aus dem Laderaum und klingelte beim Raben.*

\*\*\*

Die Pressekonferenz der Polizei fand zwei Tage danach vor dem Bezirksgericht Zürich statt. Der Pressesprecher trat vor die Schar Journalisten und verlas ein Communiqué:

»Im Kreis 7 in Zürich kam es unter noch ungeklärten Umständen zu einer Gewalttat, bei der eine 38jährige Frau ums Leben kam. Eine Paketzustellerin des Unternehmens Fast Delivery erhielt am 27. April den Auftrag, bei Herrn K. ein Paket zuzustellen. Das Paket enthielt 50 Rollen Klopapier, 2 Packungen Waschpulver und diverses Putzzeug. Die Bestellung war von Herrn K.'s Haushälterin in Auftrag gegeben worden. Während der Zustellung kam es zur besagten Gewalttat. Herr K., der die Polizei gegen 19 Uhr verständigte, gab zu Protokoll, dass er der Frau kurz nach 17 Uhr die Eingangstüre geöffnet habe, nachdem diese sich durch die Gegensprechanlage angekündigt hatte. Immer gemäss Aussage von Herrn K. sei die Frau unvermittelt mit einer Ahle auf ihn losgegangen. Er habe sich mit einem japanischen Kochmesser, das sich auf einem Möbel im Eingangsbereich befand, verteidigt. Der Frau wurden durch 18 Messerstiche tödliche Verletzungen zugefügt. Herr K. musste wegen einer Stichverletzung am Oberarm behandelt werden. Die Verletzung lässt auf eine Ahle schliessen, die allerdings nirgends gefunden wurde. Die Frau hinterlässt einen Mann und zwei kleine Kinder. Der genaue Ablauf der Tat ist noch Gegenstand der Ermittlungen. Für Herrn K. besteht die Unschuldsvermutung.«

Theron besuchte mich einige Monate später in der Forensischen Psychiatrie, in die ich bereits einen Tag nach der Pressemitteilung eingeliefert worden war. Wohl um die Stimmung aufzulockern, versuchte er sich in

einem geschmacklosen Scherz und meinte, für den nächsten Tom Dopp-ler-Krimi befände ich mich ja bereits am richtigen Ort. Als er meinen säuerlichen Gesichtsausdruck bemerkte, wechselte er schnell das Thema. Er sei hier, um mir zu versichern, dass er sich als mein Beistand fortan um all meine Belange kümmern würde, insbesondere die finanziellen. Dass ich mir also keine Sorgen, um was auch immer, machen müsse. Frau Stockhausen lasse mich übrigens ganz, ganz herzlich grüssen und wünsche mir alles Gute. Zum Abschied schenkte er mir eines seiner undurchdringlichen Lächeln. Den verlogenen Dreckskerl sah ich nie wieder.

Silvio de Zanet | Zürich 2024